

Festschrift



21. Ökumenischer Predigtpreis Bonn

17. 11. 2021

hg. im Auftrag der Jury von Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

Inhaltsverzeichnis

„Die beste Predigt“

Markus Voigt „Hören – das oberste Gebot“: Predigt zu Mk 12,28-31	4
---	---

„Lebenswerk“

Annette Kurschus Zur öffentlichen Rede von Gott und ihrer Wirkung (Auszug)	8
Annette Kurschus „Kleine Träume zu haben ist gut“: Predigt zu 2. Mose 16, 11-21)	9

Weitere Predigten aus der engeren Auswahl

Andrea Klimm-Haag Predigt zur Konfirmation	15
Burkhard Müller Predigt zu Lk 19,37-40	20
Peter Otten Predigt zum Karfreitag	31
Bastian Rütten Predigt zu Joh 19, 25-27	35
Christian Tröger Predigt zu Joh 2,1-11	39
Zu den Verfasserinnen und Verfassern	43

Marco Voigt

Hören – das oberste Gebot: Predigt zu Mk 12,28-31

(Am Anfang ist das Hören)

In Geburtsvorbereitungskursen lernt man, dass Babys schon Wochen vor der Geburt gut hören können. Wenn sie nach 40 Wochen geboren werden, haben die Kleinen schon drei Monate Hörerfahrung hinter sich. Denn schon ab der 28. Schwangerschaftswoche können sie wahrnehmen, was um sie herum geschieht: Sie hören den unaufhörlichen, ewigen Herzschlag ihrer Mutter, ihr Magenknurren, wenn sie Hunger hat, die Verdauungsgeräusche, wenn sie dann etwas gegessen hat. Ihre Stimme. Sie hören, wenn die Mutter aufgeregt ist. Dann ist die Stimme höher, die Atmung schneller, und das Herz schlägt lauter. Und sie hören, wenn die Mutter ruhig und entspannt ist: Tiefere Stimme, langsamere Atmung, leiserer Herzschlag. Durch die Bauchdecke, die Gebärmutter und das Fruchtwasser hindurch hören Babys alles angenehm gedämpft. Die Stimmen anderer Menschen sind um ein Vielfaches leiser als die Stimme der Mutter. Aber immerhin – auch die Stimme des Vaters wird gehört – und Musik. Mozart soll besonders gut sein für ungeborene Babys. Darum gibt es CDs, auf denen Stücke von Mozart sind, die Babys angeblich besonders gern hören. Auf diese Weise sollen die Entwicklung des Kindes und seine Musikalität gefördert werden. Und vielleicht prägt die Musik, die die Mutter in der Schwangerschaft hört, ja auch schon den Musikgeschmack des Kindes?! Wer weiß?! Ich denke: Schaden kann Mozart jedenfalls nicht. Ganz im Gegenteil. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass an diesem „Mozarteffekt“ tatsächlich etwas dran ist. Ich kann das aus eigener Erfahrung bestätigen: Mozartkugeln mag ich sehr gern. 😊

Ansonsten muss *meine* vorgeburtliche Musikprägung irgendwie anders verlaufen sein. Mitte der 70er Jahre gab es noch keine Mozart-CDs für Babys. Und so lief in den Wochen der Schwangerschaft meiner Mutter bei uns zu Hause das Radio. Es war demnach der Verdienst des NDR, dass mir neben der Stimme meiner Mutter und der meines Vaters bei meiner Geburt auch die Stimmen von Elvis Presley, John Lennon, Paul McCartney, Jim Morrison, Joan Baez und Bob Dylan bestens bekannt waren. Sie alle höre ich bis heute gern.

(Höre, Israel)

Der Hörsinn des Menschen ist unglaublich wichtig. Selbst wenn wir schlafen, ist unser Gehör wach. Es blendet zwar so gut es kann alle Schnarchgeräusche aus, die uns vom Schlafen abhalten würden, doch wenn ein Kind in der Nacht weint, dann wacht die Mutter davon auf (und meist etwas später dann auch der Vater). Gut hören zu können, hat sich im Laufe der Jahrtausende als überlebenswichtig erwiesen. Und so verwundert es mich nicht, dass Gott auch meist den Weg über unser Hören wählt. Dass er uns immer wieder anspricht und uns zum Zuhören auffordert. Jesus hat das genauso gemacht. Er ist ganz ohne Powerpoint-Präsentation, ohne Schaubilder und bunte Grafiken ausgekommen. Er hat einfach erzählt.

Aber so gekonnt und so einfallsreich, dass die Menschen ihm gern zugehört haben. Sie haben an seinen Lippen gehangen. Manchmal haben sie dabei die Zeit vergessen und gar nicht daran gedacht, zwischendurch auch mal etwas zu essen und zu trinken. Da hatte Jesus dann auch eine Lösung, aber das ist heute nicht unser Thema.

Jesus ist ein brillanter Erzähler. Und er kann argumentieren. Einmal streitet er sich gekonnt mit den Sadduzäern. Seinen „Lieblingsgegnern“ neben den Pharisäern. Er weicht nicht aus und lässt sich nicht in die Irre führen, sondern hält mit großem Sachverstand dagegen. Das beeindruckt einen Schriftgelehrten, der auf Jesus zugeht.

*Und es trat zu ihm einer der Schriftgelehrten, der ihnen zugehört hatte, wie sie miteinander stritten. Als er sah, dass er ihnen gut geantwortet hatte, fragte er ihn: Welches ist das höchste Gebot von allen? Jesus antwortete: Das höchste Gebot ist das: „**Höre**, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft“ (5. Mose 6,4-5). Das andre ist dies: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (3. Mose 19,18). Es ist kein anderes Gebot größer als diese. (Markus 12,28-31)*

Das erste, was Jesus auf die Frage nach dem höchsten, dem obersten, Gebot sagt, ist „Höre“. Und dann zitiert er das älteste Glaubensbekenntnis der Juden, das „Schma, Jisrael“, das „Höre, Israel“. „*Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein...*“ Fromme Juden beten es am Morgen und am Abend. Und im Gottesdienst der Synagoge ist die Rezitation des Schma Jisrael das zentrale Ereignis. Gott ruft sein Volk dazu auf, zu hören. Ihm zuzuhören. Unter all den Stimmen auf der Welt auf seine, auf Gottes Stimme zu hören. Nicht auf die Kakophonie der falschen Götzen, sondern allein auf die Stimme des einen wahren Gottes. Auf die Stimme, die es schon vor seiner Geburt vernommen hat. *Denn du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleibe. (Psalm 139,13)*

Eigentlich kein Problem, sollte man meinen. Auf die eine Stimme zu hören, die man schon am längsten kennt. Und sie herauszuhören aus allen anderen Stimmen. Wir Menschen können das. Auch nach unserer Geburt. Forscher haben dieser Fähigkeit vor einigen Jahren den Namen „Cocktailpartyeffekt“ gegeben: Wenn wir uns auf einer lauten Party mit nur einem Gesprächspartner unterhalten wollen, dann schaffen wir es, alle anderen Stimmen, das Gemurmel, sämtliche Geräusche und die laute Musik erfolgreich auszublenden und uns voll und ganz auf eine Stimme zu konzentrieren. Wir nehmen diese eine Stimme sogar lauter wahr als sie in Wirklichkeit ist und hören nur ihr zu. Es sei denn, jemand erwähnt irgendwo im Raum unseren Namen. Dann hören wir plötzlich in die Richtung, aus der wir unseren Namen gehört haben: Wer sagt da etwas über mich? Hoffentlich nur Gutes?!

„Höre, *Israel*...“

(Radiokirche)

Doch das Leben ist keine Dauer-Cocktailparty, und darum versagt der Cocktailpartyeffekt im Alltag leider so oft. Vielleicht haben wir es aber auch einfach nur verlernt, Gottes Stimme aus den anderen Stimmen herauszuhören und uns ganz auf sie zu konzentrieren. Wir bewegen uns in Filterblasen und lassen in den sozialen Netzwerken kaum noch eine Meinung an uns heran, die nicht voll und ganz unserer eigenen Meinung entspricht. Und da ist es fast unmöglich, auf Gottes Stimme zu hören. Sie aus anderen Stimmen herauszuhören. Doch unsere Aufgabe als Radiokirche ist es, dieses Unmögliche zu versuchen: Gottes Stimme zu Gehör zu bringen. Wir tun dies, so gut wir es können: In den Morgenandachten, beim Gesegneten Abend, bei Moment mal, beim Radiogottesdienst am Sonntagmorgen und bei all den anderen Formaten, die es beim NDR gibt.

Ich finde: Eine sehr schöne und eine sehr wichtige Aufgabe, die wir da haben. Eine Aufgabe, mit der man sich nicht verstecken muss. Und eine Aufgabe, die uns auch immer wieder mit vielen interessanten Menschen zusammenbringt: Gestern hatte ich die Gelegenheit, beim Sommerempfang der Nordkirche mit unserem Ministerpräsidenten Daniel Günther zu sprechen. Er traut uns als Kirche einiges zu, auch in diesen Zeiten, in denen die Zahlen sowohl der Mitglieder als auch der Finanzen zurückgehen. Er sagt: „Ihr habt etwas zu sagen, und die Menschen hören Euch zu. Millionen Menschen.“ Ja, das tun sie: Wenn sie Radio hören – beim Frühstück, auf dem Weg zur Arbeit, beim Zubereiten des Abendessens. Sie alle hören unsere Beiträge und damit die Botschaft, die froh macht, die tröstet und die uns sagt, was gut für uns ist: *Höre*... du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben... und deinen Nächsten wie dich selbst.

(Bis zum Ende bleibt das Hören)

Wenn wir sterben, ist der Hörsinn der letzte Sinn, der erlischt. Bis zum Schluss macht es also Sinn, zu einem sterbenden Menschen zu sprechen, ihm ein Lied vorzusingen oder ihm seine Lieblingsmusik im Radio anzustellen. Und was wir dann wohl nach unserem Tod hören werden? Vielleicht Mozart (also NDR Kultur), vielleicht John Lennon und Paul McCartney (also NDR 1 Welle Nord). Wer weiß?! Aber ich glaube: Ganz sicher den unaufhörlichen, ewigen Herzschlag Gottes.

Annette Kurschus

Auszug aus dem Artikel: „... daß eine neue Welt gegründet ist und wächst“: Zur öffentlichen Rede von Gott und ihrer Wirkung (2019)

„In der Tat traue ich dem Wort der Predigt und der Andacht, dem ausdrücklichen geistlichen Akzent bei Grußworten, in schriftlichen Beiträgen und öffentlichen Ansprachen im sogenannten ‚säkularen Kontext‘ buchstäblich Unglaubliches zu. Weil sie sich aus einem anderen Wort speisen und nähren – aus ‚dem‘ Wort. Ich nenne es ein Zutrauen ins Unglaubliche.

Das gründet, trägt und inspiriert alles kirchenleitende Handeln, das mir von Amts wegen aufgetragen ist. Zutrauen ins Unglaubliche. Eine Erfahrung, die ich ganz zu Beginn meines Berufslebens machte, bleibt darin prägend. Es war meine erste Beerdigung. Die Kinder der plötzlich gestorbenen Frau waren etwa in meinem Alter. Wir saßen zusammen zum Gespräch und zur Planung des Trauergottesdienstes. ‚Also, wir glauben das alles nicht – das mit der Auferstehung der Toten und so weiter‘, konstatierte einer der Söhne. Trotzig beinahe. Sehr entschieden. Nach kurzem Zögern setzte er hinzu –etwas leiser, doch ebenso deutlich: ‚Aber sagen Sie es bitte trotzdem!‘

Diese Szene lässt mich seither nicht mehr los. ‚Aber sagen Sie es bitte trotzdem.‘ (S. 276)

„Am 24. März [2015] waren beim Absturz des Germanwings-Fluges 4U9525 von Barcelona nach Düsseldorf alle 150 Fluggäste und Crewmitglieder ums Leben gekommen, unter ihnen eine Gruppe von Schülerinnen aus dem westfälischen Haltern am See. ‚Wo ist Gott?‘ Hinter dieser einen Frage standen so viele weitere: Nach der Rechtfertigung Gottes, nach individueller Schuld, nach institutionellem Versagen – um nur einige zu nennen. Drei Wochen später hielten wir im Kölner Dom einen ökumenischen Gottesdienst zum Gedenken an die Opfer. Welch ein Segen sind in solchen Ausnahmesituationen unsere kirchlichen Formen und Rituale, die alten Bilder und Gesten, die großen Worte und Texte der Bibel, die Klänge der Musik! Welch ein Segen, gerade dann nicht allein auf die eigenen dürftigen Worte angewiesen zu sein. ‚Sagen Sie es trotzdem!‘ Nicht um das Geschehene begreiflich zu machen. Wie denn auch? Nicht, um die ‚Kontingenzen des Lebens‘ zu bewältigen. Wohl aber, um sie auszuhalten und ihnen standzuhalten.“ (S. 285)

Annette Kurschus

„Kleine Träume zu haben ist gut“: Predigt zu 2. Mose 16, 11-21 (2015)

Die Gnade Gottes, die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

I.

Liebe Gemeinde vor Ort und zu Hause,
da, wo sonst Trolleys rollen, wo Leute in Geschäftskleidung, mit dicken Terminkalenden und knappen Verbindungen auf die Bahnsteige eilen, da liegen Menschen auf dem polierten Fliesenboden. Menschen mit Plastiktüten, ohne Termine und mit abgerissenen Verbindungen. Sie suchen Schlaf oder wenigstens Ruhe.

Und als sie es sahen, sprachen sie: Was ist denn das?

Da, wo sonst flinke Füße flitzen und zu kurzen Sprints ansetzen, wo bunte Linien Spielfeld und Regeln vorgeben, wo Bälle hin und her fliegen, da stehen Feldbetten. Damit es erst einmal ein Dach über dem Kopf gibt; damit ein langes und langsames Ankommen anfangen kann.

Und als sie es sahen, sprachen sie: Was ist denn das? Denn sie wussten nicht, was es war.

Da, wo sonst die Half- und Fullpipes stehen, auf denen Jumps und Flips geübt werden – in der Skater-Halle des Dietrich-Keuning Hauses –, da stehen Menschen, junge und alte, Männer und Frauen, manche in Helferuniform, andere mit Kopftuch und langen Röcken, wieder andere in Jeans und Lederjacke. Inmitten von Kleiderbergen sortieren sie Hosen, Hemden, Pullis, Jacken und Decken. Sie sind erschöpft, sie arbeiten fast bis zum Umfallen – und sind doch zufrieden wie selten.

Und siehe, da lag's in der Wüste, rund und klein wie Reif auf der Erde, und als sie es sahen, sprachen sie: Man-hu? Was ist denn das? Denn sie wussten nicht, was es war.

II.

Ja, wenn wir das so genau wüssten, liebe Gemeinde hier in St. Petri, in Dortmund und anderswo, nicht wahr?

Was das ist, was wir da sehen und erleben dieser Tage?

Manchmal ganz buchstäblich auf den Böden unserer Bahnhöfe und Turnhallen, in unseren Einkaufszentren, Schulklassen und Bürgerämtern, vor den Mikrofonen der Talkshows, in den Kommentarspalten unserer Zeitungen, auf den Plakaten der Begrüßungskomitees. Am eindrücklichsten auf den Gesichtern derer, die ankommen, und derer, die helfen.

Beinahe immer meine ich diese "Was ist das?"-Frage zu erkennen; dieses zögerliche Staunen. Zugleich das Eingeständnis: So war es bisher noch nie. Und die Sorge: Wer weiß, wie es wird?

Mindestens das, so scheint es, haben wir also schon einmal gemeinsam. Sie, die da zu uns kommen, in ein Land, in dem sie noch nie waren und in dem fast alles anders ist als sie es kennen.

Und wir, die wir schon immer hier sind oder schon lange und neuerdings doch zweimal hingucken müssen, um uns zurechtzufinden. Wir, die wir uns zur Zeit womöglich selbst ein wenig fremd geworden sind und ahnen, dass auch hier bei uns nicht alles bleiben kann, wie wir es kannten.

Merkwürdig, nicht wahr? Vor kurzem noch haben wir uns gewundert und gefreut über uns selbst und über all die anderen. Über so viel Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft. Über unerwartet tiefe und handfeste Solidarität so vieler Menschen. Merkwürdig auch, wie schnell uns die Angst zurückhat. Die Angst vor der eigenen courage. Wie sich sogar Abwehr und Feindseligkeit melden. Wie schnell uns unbehaglich geworden ist angesichts dessen, was auf einmal gar nicht mehr selbstverständlich scheint.

III.

"Schaffen wir das?"

"Wie geht das weiter?"

"Wie soll das werden?"

Eigentlich sind das die Fragen derer, die zu uns kommen.

"Schaffen wir es raus aus der Stadt, schaffen wir es über die Grenze?"

"Wie geht es dann weiter bis zur Küste?"

"Schaffen wir es übers Mittelmeer?"

Und vor allem: "Was wird aus denen, die zurückbleiben?"

Wir sollten diese Fragen nicht vergessen, wenn jetzt auch wir selbst so fragen – so ähnlich und doch ganz anders. Wir mit unsern Trolleys und Skateboards, mit unseren Turnhallen und Einkaufszentren.

"Schaffen wir das?"

"Wie geht das weiter?"

"Wie soll das werden?"

Die Menschen, die so fragen in der biblischen Geschichte, sind auf dem Weg in ein neues Land. Hinter sich gelassen haben sie Fesseln, Schlagstöcke und Folterwerkzeuge. So, wie es derzeit viele Menschen weltweit tun und tun müssen. Längst nicht alle kommen zu uns.

Hinter sich gelassen haben sie die trügerische Vorstellung, man könne, selbst wenn ringsum Krieg und Gewalt toben, wenn es ausbeuterisch und unterdrückerisch zugeht, doch wenigstens selbst so weitermachen wie bisher.

Man dürfe nur nicht so genau hinschauen, dürfe sich nicht zu tief einlassen und müsse sich abschirmen gegen die Not der anderen.

(Hier werden Bilder vom "Goldenen Wunder", dem Altar in St. Petri, eingeblendet: Die Heiligen Drei Könige und die Flucht nach Ägypten.)

So also sind die Flüchtlinge losgegangen – wie zu Weihnachten Joseph losging, erst aus Nazareth, dann aus Bethlehem gleich nach der Geburt mit Maria und dem neugeborenen Jesus. Sie mussten damals fliehen um ihr nacktes Leben, weil da ein Diktator und seine Soldateska mordeten.

Womöglich gleicht unser Weg eher dem der Heiligen Drei Könige.

Die hatten Gott in der Verletzlichkeit eines Kind gefunden und angebetet. Und plötzlich – so erzählt die Bibel – waren sie sicher, dass sie unmöglich so weitergehen konnten wie sie herkommen waren. *Und sie zogen, so heißt es, auf einem anderen Weg wieder zurück in ihr Land.*

IV.

Aber dieser andere Weg ist weit. Sehr weit. Auch für uns. Vor denen, die sich aufmachen ins Neuland, liegt die Wüste. Dort ist es großartig. Und dort ist es beängstigend.

Großartig, weil alle spüren, wie sie zusammengehören, wie sie aufeinander angewiesen sind. Großartig, weil sie ein Gefühl dafür entwickeln, was wirklich wichtig und was nur nebensächlich ist. Und dass es auf jeden und jede ankommt. Genau das haben viele Helfer und Helferinnen in den letzten Wochen auf den Bahnsteigen und in den Aufnahme-Einrichtungen erfahren: "Wir haben vielen Menschen ein kleines Geschenk gemacht", so formuliert es eine, "und haben ein riesengroßes zurückbekommen."

Ja wirklich, es ist großartig dort auf dem anderen Weg.

Und: Es macht Angst. Dort, in der Wüste, wissen sie nicht, was vor ihnen liegt. Es gibt helfende Hände und hitzige Köpfe; es gibt wunde Füße und blanke Nerven. Alle ahnen – und sehr bald wissen sie es –, dass es anstrengend sein wird, richtig anstrengend. Es wird auf und ab gehen, bisweilen auch drunter und drüber. Auch das ist die Erfahrung vieler, die sich tatkräftig einsetzen.

Ja wirklich, er verunsichert, der andere Weg. Der Weg in das neue Land. Die Tage sind lang, die Nächte kurz. Und die Fragen hartnäckig:

"Schaffen wir das?"

"Wie geht das weiter?"

"Wie soll das werden?"

V.

Und am Morgen lag Tau rings um das Lager. Und als der Tau weg war, siehe, da lag's in der Wüste rund und klein wie Reif auf der Erde. Und als sie es sahen, sprachen sie zueinander: Man hu - Was ist denn das? Denn sie wussten nicht, was

es war. Mose aber sprach zu ihnen: Es ist das Brot, das Gott euch zu essen gegeben hat.

Da liegt es also, das Brot, das Gott zu essen gibt. So durchsichtig, so dünn, so unscheinbar und so flüchtig wie Tau. So selbstverständlich, so zart, so erfrischend und so glänzend wie Tau. Taufrisch eben. Da liegt es also, das Brot, das Gott zu essen gibt.

Ein Geschenk des Himmels, wie es der Altar hier in der Kirche ins Bild setzt.

(Hier wird das Bild vom Altar eingeblenet, das die Manna-Lese darstellt)

Die Geschichte verspricht: Es liegt da jeden Morgen. Ein Zeichen der Freundlichkeit und Gerechtigkeit Gottes.

Gewiss, die Wüste ist immer noch Wüste, großartig und verunsichernd. Doch jetzt ist da plötzlich mehr als Wüste. Mehr als das Großartige, das wir leisten. Und mehr als das Unwägbare, das wir fürchten. Mehr übrigens auch als der große Traum von der großen Lösung. Mehr als die Vorstellung eines Rundumsorglos-Paketes, das auf gigantische Weise vom Himmel fällt. Mehr als das fahle Versprechen von dem einen starken Mann, der einen knallharten Maßnahme.

"Man muss", sagt ein junger Syrer im Zeitungsinterview nachts vor seiner Unterkunft – "man muss kleine Träume haben. Kleine Träume zu haben ist gut."

Und ich ahne: Was dieser junge Syrer erfahren hat auf den Wegen seiner Flucht; was er über sich und seine persönlichen Hoffnungen sagt, das könnte auch für uns zutreffen. Für uns, die wir als Land und als Gesellschaft zwischen übergroßen Erwartungen und übergroßen Angstträumen hin- und hergerissen sind.

"Man muss kleine Träume haben. Kleine Träume zu haben ist gut."

VI.

Das Brot, das der Gott der Freiheit, der Gott des anderen Wegs seinen Leuten zu essen gibt, ist *rund* und *klein*. Manchmal ist weniger mehr. Es ist klein, damit es nicht hindert auf dem Weg, der vor ihnen liegt.

Einsammeln müssen sie's. Jeder Mann und jede Frau, jeweils für die Menschen, die ihm und ihr anbefohlen sind. Alle sollen merken: Ich selbst bin gefragt. Wirklich auch ich kann und soll mitmachen. Auf mich kommt es an.

Viele hier in Dortmund haben mitgemacht und tun es immer noch.

Gleichmäßig und gerecht verteilt ist es, das Brot, das der Gott der Freiheit und des anderen Wegs seinen Leuten zu essen gibt. Überraschend *gleichmäßig* und überraschend *gerecht verteilt*:

Denn als man's nachmaß, da hatte der nicht zu viel, der viel gesammelt hatte, und der nicht zu wenig, der wenig gesammelt hatte.

Darauf – davon bin ich überzeugt – wird es auch für uns ankommen. In unserem insgesamt reichen Land, in dem schon jetzt doch Viele zu wenig haben. Gewiss, wir sind alle gerufen, uns betreffen zu lassen von der Not derer, die uns kommen. Und: Wir werden auch unter uns *nachmessen* und sehr genau hinsehen müssen.

Damit nicht diejenigen noch weniger erhalten, die jetzt schon zu wenig haben. Das heißt: Unter uns sind auch und gerade diejenigen gefragt, die viel und zu viel haben.

Und sie sammelten alle Morgen, soviel ein jeder zum Essen brauchte. Und wo sie vorsichtshalber etwas aufbewahren wollten für den nächsten Morgen, da wurde es voller Würmer und stinkend.

VII.

Das Brot, das der Gott der Freiheit gibt – so erzählt es die Bibel –, hat das Gottesvolk Israel vierzig Jahre lang genährt. Täglich neu, taufriech, verlässlich, klein und gerecht, funkelnd wie Raureif. Und das, was nicht gesammelt wurde, so heißt es, sei in der Wüstensonne geschmolzen.

Dann sei es – so erzählt eine jüdische Legende weiter – zu Bächen geworden und zu allen Völkern geflossen, so dass Tiere und Menschen davon trinken konnten. Seitdem ist der Geschmack der taufriechen Freundlichkeit und Gerechtigkeit Gottes nicht mehr aus der Welt zu schaffen.

Wer weiß, womöglich können wir ihn noch schmecken, diesen göttlichen Geschmack? In den Wasserflaschen, die auf unseren Bahnhöfen und in unseren Turnhallen verteilt werden. Vielleicht sogar in dem Bier an unseren Stammtischen und auf unseren Volksfesten. Und in dem Kaffee auf unseren Kabinetts- und Konferenztischen.

Lassen Sie sich´s schmecken. Aber: Schmecken Sie genau hin!

Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserm Herrn.

Weitere Predigten aus der engeren Auswahl

Andrea Klimm-Haag

„Auf Gott ist Verlass! Er lässt die Welt nicht untergehen“: Predigt zur Konfirmation (Genesis 8,22 / Matthäus 28,20)

[Beobachtungen der Jury: Wie die Verfasserin mitteilte, fanden, coronabedingt, drei Konfirmationsfeiern im Mai 2021 für jeweils vier Konfirmand*innen mit ihren Angehörigen statt. Der größte Teil der Konfirmand*innen waren Real- und Hauptschüler. Was an dieser Predigt auffällt, ist, wie elementar sie gestaltet ist, dezidiert nicht als etwas vor allem für Gymnasiast*innen und Bildungsbürger. Sie setzt auch kein biblisches Vorwissen bei den Mitfeiernden voraus – und doch wird, wer dies hat, noch vertiefere Nuancen wahrnehmen können. Und umgekehrt sind die die Hoffnungszeichen nach der Coronaflut benannt: die Taube trägt Impfstoffnamen. Zusammengehalten wird dies durch zwei Mitgaben der Rednerin: das Versprechen des Schöpfers zur Lebensumwelt und das Versprechen Christi zur Lebensbegleitung.]

Der Friede Gottes sei mit euch allen!

Liebe Konfis,

liebe Gemeinde,

lasst mich mit einer biblischen Geschichte beginnen.

Sie ist uralt, steht im Alten Testament, und ich glaube, wir alle kennen sie.

Ich erzähle die Geschichte mit meinen Worten.

Es fing alles ganz harmlos an. Es regnete. Erst einige Tropfen, dann wurden es mehr. Es regnete einige Stunden, einen Tag, einige Tage, einige Wochen. Das Wasser stieg. Es kroch durch jede Ritze, flutete ganze Landstriche, überschwemmte Häuser und Höfe, Stallungen, Dörfer, Städte. Menschen verloren Hab und Gut, schließlich ihr Leben...

Die Sintflut!

Es hatte ganz harmlos angefangen mit einigen Regentropfen.

Aber was so harmlos anfang, endete in einer Katastrophe.

In einer Katastrophe, die so groß war, dass die Menschen aufschrieben, was sie erlebt haben. Was da passiert ist, das sollte nicht vergessen werden. Dass sollten auch die nachfolgenden Generationen lesen können. Was man da erlebt hat, das sollten die Kinder und Kindeskinde wissen und daraus ihre Lehren ziehen.

Die Geschichte von der Sintflut!

Eine Geschichte, die davon erzählt, wie tausende, vielleicht sogar Millionen Menschen den Tod fanden. Dazu auch das Vieh, das starb.

Bis auf einige wenige wurden alle dahingerafft.
Aber es gab Überlebende.
Sie hatten sich abgesondert vom Rest der Welt ...
Saßen zusammengepfercht als Großfamilie in ihrem schwimmenden Haus, der Arche, und warteten darauf, dass alles vorbei sein würde.
Die Tage vergingen. Es dauerte. Die Zeit wurde lang.
Würde die Flut denn ewig dauern?
Das muss doch irgendwann mal ein Ende haben?
Und warum das Ganze?
Die ganze Not? Die vielen Tote?
Tag und Nacht eingepfercht mit der Familie in einem schwimmenden Haus, dazu die ganzen Tiere. Es regnete und regnete.
Und kein Ende in Sicht.

Dann aber ... – die Taube.
Sie bringt einen Zweig vom Ölbaum.
Das heißt doch, irgendwo da draußen schaut zumindest ein Baum aus dem Wasser.
Hoffnung keimt auf.
Die Katastrophe, sie wird ein Ende haben ...?!
Gott sei Dank!

Gott sei Dank!
Diesen Dank feiern Noah und seine Familie ganz groß!
Das ist das erste, was die machen – sie danken Gott!
Sie bauen einen Altar.
Sie danken Gott für die Rettung aus größter Not.

Und Gott verspricht:
Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.
Das Zeichen für dieses Versprechen ist der Regenbogen.
Der Regenbogen – ein Hoffnungszeichen.

Der Regenbogen – ein Hoffnungszeichen.
Auch heute!
Als das anfing mit der Pandemie, da dachten viele: Och, das wird schon nicht so schlimm werden!
China ist weit weg und so ein bisschen Husten ...
Aber es kam anders.

Ganz anders...

Wie das Wasser der Sintflut langsam stieg und immer höher und höher wurde und kein Land in Sicht war... So stiegen in unseren Tagen die Corona-Zahlen, die Zahlen der Infizierten, die Zahlen der Toten....

Und auch wir sind oder waren zurückgeworfen auf wenige Kontaktpersonen: Vater, Mutter, Kind oder Kinder. Eigentlich wie Noah damals, alleine, eingepfercht auf seiner Arche Noah.

Und wie Noah hoffen wir und warten wir auf ein Ende der Katastrophe.

Wir wollen unser altes, gewohntes Leben wiederhaben.

Wir wollen wieder frei und fröhlich sein!

Wir wollen wieder mit anderen zusammen abhängen, Fußball spielen, shoppen gehen, im Eiscafé sitzen, im Kino Popcorn essen.

Wir wollen unser altes Leben wiederhaben!

Und ich sage euch – Noah und seine Familie, die wollten das auch!

Und sie haben lange warten müssen ...

...bis es auf einmal Licht am Ende des Tunnels gab – die Taube mit dem Ölzweig. Land in Sicht!

Und bei uns? Da ist auch Land in Sicht! Endlich!

Unsere Tauben, die heißen Biontec, Astra oder Moderna. Die entwickelten Impfstoffe verheißen eine langsame Rückkehr zur Normalität.

Gott sei Dank!

Ja, Gott sei Dank!

Heute, eure Konfirmation ist ein Zeichen dafür, dass wir allmählich wieder Boden unter den Füßen haben.

Wir können wieder feiern – wenn auch mit Einschränkungen und Abstand! Gleichwohl ... – es ist Licht am Ende des Tunnels, und dafür wollen wir Gott danken, ihn loben.

Gott verspricht:

Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Das Zeichen für dieses Versprechen ist der Regenbogen.

Der Regenbogen – ein Hoffnungszeichen.

Dieses Versprechen Gottes gilt. Wir sollen und wir dürfen uns an diesem Versprechen festmachen. Immer wieder.

Die Katastrophe der Sintflut ist uralte.

Tief hat sie sich eingepägt ins Gedächtnis der Menschen. Wurde aufgeschrieben - und ist nachzulesen in der Bibel; gleich auf den ersten Seiten. Die Menschen, die die Geschichte von der Sintflut erlebt haben, sie waren wirklich erschüttert, von dem, was sie an Not und Leid erlebt haben. Ja, sie haben bestimmt geklagt – und hatten dazu auch allen Grund. Aber die Klage war nicht alles.

Die Überlebenden hatten an die Nachkommen, also auch an uns, eine klare Botschaft, nämlich:

Auf Gott ist selbst in tiefster Not Verlass. Er lässt die Welt nicht untergehen. Dieses Versprechen gilt. Dafür steht Gott ein.

Dieses Versprechen gilt auch euch – euch, die ihr heute konfirmiert werden sollt.

Die Corona-Pandemie wird vermutlich nicht die letzte Krise sein, die ihr in eurem Leben erleben werdet.

Krisen gehören irgendwie zum Leben dazu.

Mal sind sie kleiner, mal größer.

Mal betrifft die Krise nur einen Menschen, mal die ganze Welt!

Eine vermasselte Englischarbeit – ist wohl eher eine kleine Krise.

Eine zerbrochene Freundschaft - fühlt sich schon größer an.

Die Klima-Krise – ganz groß!

Es ist wohl wahr:

Das Leben ist schön! – von einfach war nie die Rede!

Was ich euch mit auf den Weg geben will heute, ist:

Denkt – auch und gerade in der größten Not - an die Versprechen, die Gott gibt!

Das eine Versprechen:

Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Da ist das Zeichen der Regenbogen!

Zum anderen verspricht uns Jesus:

Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!

Dafür, dass das gilt, setzt Jesus sein Leben ein.

Dafür gibt er sich ganz und gar.

Das feiern wir jeden Sonntag und jeden Feiertag im Gottesdienst. Das steht seit eurer Taufe ganz dick als Überschrift über eurem Leben.

Jesus spricht: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!

Lasst euch immer wieder an diese Versprechen Gottes erinnern – gerade in schweren Zeiten!

Und wenn ihr die überwunden habt, die schweren Zeiten, dann vergesst nicht, Gott zu danken.

Amen.

Burkhard Müller

Predigt zu Lukas 19,37-40

[Beobachtungen der Jury: Mit schreienden Steinen während des gottesdienstlichen Singverbots (auch am Sonntag Kantate) lässt die Predigt die Zuhörenden es zu tun bekommen. Eine Offenlegung des gesundheitlich anders bedingten Lockdown des Predigers und Luthers Lockdown vor 500 Jahren relativieren und konkretisieren die Lage. Die Gefängnissänger Paulus und Silas sowie der singende Jona im Bauch des Fisches treten hinzu. Aber die Predigt verliert sich nicht in der Weitung, sondern spricht es aus: „Für das Gotteslob gibt es keinen Lockdown.“ Und zum Schluss wird's praktisch: Vier Singe-Ideen und fünf Lieder fürs Jetzt im Singeverbot.]

Liebe Gemeinde,

Diesen Stein habe ich als Anschauungsmaterial für die Predigt mitgebracht, und lege ihn zunächst am Kanzelrand ab.

A.

Denn ich will vor der Predigt zwei kleine Anmerkungen machen.

1. Zunächst etwas Privates

Heute ist der Sonntag Kantate – Singet! Am Sonntag Kantate 2019 habe ich zum letzten Mal im Talar hier gestanden. Dann wurde ich langsam krank. Daraus wurde im Sommer 2019 ein privater Lockdown. Seit einem Jahr bin ich mit dem Corona-Lockdown im Wettlauf: Was ist schneller besiegt, meine Krankheit oder der Corona-Lockdown. Der Wettbewerb ist noch nicht entschieden.

Nun hat man mich gefragt, ob ich mich traue, in diesem Gottesdienst die Predigt zu halten. Sie sehen, ich traue mich. Die Anfrage war wie eine breite Öffnung der Tür aus meinem privaten Lockdown. Ich danke dafür! Die Anfrage hat mir Mut gemacht.

2. Und nun die zweite, eine historische Vorbemerkung.

Übermorgen vor genau fünfhundert Jahren geschah Folgendes. Bewaffnete Reiter überfielen mit Armbrüsten im Anschlag eine Kutsche. Sie rissen den Fahrgast heraus, zwangen ihn auf ein Pferd und entführten ihn. Sie brachten ihn zur Wartburg und sperrten ihn dort ein. Lockdown. Schutzhaft. Aber so wurde sein Leben gerettet.

Auf der Burg machte man aus dem bartlosen Martin Luther einen bärtigen Mann mit dem Pseudonym Junker Jörg.

Wenn ich einmal fantasieren darf? Bestimmt hat Luther dort oft zu einer Laute gesungen und vielleicht davon geträumt, später einmal den Gemeindegesang zu erfinden, den es bis dahin noch nicht gab, und dafür erste Lieder zu texten. So passt diese Vorbemerkung nicht nur terminlich, sondern irgendwie auch inhaltlich zum heutigen Sonntag, der Sonntag „Kantate“ heißt.

B.

Singet-Kantate!

So beginnt der Psalm dieses Sonntags, der daher auch seinen Namen hat.

Kantate! Singet!

Aber die Gemeinde singt nicht.

Kantate-Singt! Lautet die göttliche Anweisung aus dem Psalm.

Aber nein, lautet die staatliche Antwort von oben, vernünftig, aber streng und unbarmherzig. Nein. Nicht singen. Lockdown.

Da gab es Mitte der Siebziger einen Schlager,
nicht meine Lieblingsmusik,
und gesungen wurde er von der Sängerin Tina York,
auch nicht meine Lieblingssängerin.

Aber der Text dieses Schlagers passt heute,
am Sonntag Kantate:

Wir lassen uns das Singen nicht verbieten,
das Singen nicht und nicht die Fröhlichkeit...“

Der Text passt.

Aber er stimmt nicht. Denn wir lassen uns das Singen doch verbieten.

Der Staat will es nicht.

Das Gesundheitsamt will es nicht

Und unsere Kirchenleitung will es auch nicht.

Und irgendwie sehe wir das ja auch ein.

Und darum wollen auch wir es auch nicht.

Weil es vernünftig ist.

Jedenfalls: wir singen nicht!

Lockdown!

Der Predigttext von heute handelt von einem Versuch,
Leuten das Singen zu verbieten.

Jesus soll sagen:

Singt nicht! Schweigt! Lockdown!

Es ist ein Teil der Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem.

Lukas 19, 37-40

Als Jesus schon nahe am Abhang des Ölbergs war,
fing die ganze Menge der Jünger an,

mit Freuden Gott zu loben mit lauter Stimme
über alle Taten, die sie gesehen hatten,
und sprachen:

Gelobt sei, der da kommt,

der König, in dem Namen des Herrn!

Friede sei im Himmel und Ehre in der Höhe!

Und einige von den Pharisäern in der Menge sprachen zu ihm:

Meister, weise doch deine Jünger zurecht!

Er antwortete ihnen und sprach: Ich sage euch: Wenn diese schweigen werden,
so werden die Steine schreien.

C.

Hier habe ich so einen Stein.

Wenn die Singenden schweigen müssen,
werden die Steine schreien.

Kommt der Lockdown für den Gesang,
lässt sich der Stein erweichen und schreit.

Wird er das, ein Stein wie dieser?

Kalt fühlt er sich an.

Ich klopfe, keine Resonanz,

Ich halte ihn an mein Ohr. Wie bei einer Muschel. Aber ich höre nichts.

Der Stein ist wie tot.

Der Stein ist so was von tot!

Tote Materie.

Und der Stein soll schreien?!

Unsere Geschichte spielt an einem Tag,
an dem sich tausende Pilger in Jerusalem einfinden,
um das Passahfest zu feiern.

Viele Pilgergruppen kommen hier am Ölberg vorbei.

Darunter ist die Gruppe Jesu mit Jüngern und Jüngerinnen.

Viele andere haben sich dieser Gruppe angeschlossen.

Gleich werden sie den Jerusalemer Ölberg hinabgehen und durch das Kidrontal
hindurch auf der anderen Seite hinaufziehen hinein in die Heilige Stadt.

Unter die Leute haben sich auch einige vom Jerusalemer Establishment
gemischt. Pharisäer sind dabei. Sie wollen das Phänomen Jesus von Nazareth
aus der Nähe beobachten, um sich selbst ein Urteil bilden zu können.

Sie sind durchaus beunruhigt. Jesus beunruhigt sie. Es beunruhigt sie, dass Jesus auf einem Esel reitend in die Stadt einziehen will.

Wenn er hoch zu Ross käme, also mit Gesten der Macht und Stärke, ok. Das wäre nicht so schlimm. Das würde wohl zuerst die Römer beunruhigen. Aber die Römer würden damit schon gut fertig werden.

Aber er kommt auf einem Esel. Das ist schlimm.

Denn der Esel ist ein messianisches Zeichen.

Der Prophet Sacharja hatte angekündigt:

Er, dein Messias-König kommt zu dir,

ein Gerechter und ein Helfer, arm

und reitend auf einem Esel

und auf dem Füllen der Eselin.

Die Pharisäer sind beunruhigt, denn sie kennen das Spiel.

Da kommt einer mit dem messianischen Spleen,

tut so, er sei der erhoffte Messias.

Und wenn so ein Hoffnungs-Spreader die Menschen ansteckt,

wird das zu einer Epidemie, die sich schnell ausbreiten kann,

Das messianische Fieber, das Jesus verbreitet, hat offensichtlich schon viele infiziert. Sie werfen vor dem Esel ihre Mäntel auf den Boden, damit die Hufe seines Reittieres nicht die Straße berühren müssen. Als ob sie den Messias trügen! Die Menschen jubeln ihm zu und winken mit Palmenzweigen, als ob er der Messias sei.

D.

Liebe Gemeinde, einige von Ihnen waren vor ein paar Jahren bei unserer Israelreise dabei. erinnern Sie sich?

Wir haben genau an dieser Stelle gestanden.

Von Osten haben wir auf den Tempelberg geschaut.

Von dieser Seite,

so glaubte man damals und glauben manche bis heute,

von Osten also soll der Messias kommen.

Wir sahen das Tor, genauer zwei Tore in der Mauer.

Aber beide sind zugemauert. Lockdown.

In muslimischer Zeit wollte man dem Messias jede Möglichkeit nehmen, in die islamische Stadt einzuziehen.

Und vor den zugemauerten Toren finden wir muslimische Gräber. Der Messias würde niemals über heidnische Gräber in die Stadt wollen!

An dieser Hangseite des Ölbergs mit Blick auf den Tempelberg jenseits des Tales sind viele Juden bestattet.

Sie glaubten:

Wenn der Messias von Jerusalem aus sein Reich errichten wird, muss er hier vorbeikommen

und wird sie als erste von den Toten auferwecken.

Gräber sind der Lockdown des Todes.

Die Auferstehungshoffnung ist die Hoffnung, frei zu werden aus dem Lockdown des Todes.

Das bezeugen die Gräber am Hang des Ölbergs.

Zur Zeit Jesu gab es dort noch keine Gräber und verschlossene Tore.

Jetzt, als Jesus und das viele Volk den Ölberg herunterkommen, ist der Weg nach Jerusalem ganz offen und frei.

Da liegt der Tempelberg, die Heilige Stadt, ein erhebender Anblick.

Es ist die Stadt des kommenden Messias,

von wo aus er am Ende der Zeiten auftreten und seine Stimme erheben wird.

Die Leute sehen die Stadt und sind voller Hoffnung.

Jetzt ist Jesus bei ihnen.

Wird er sich als der erhoffte Messias offenbaren?

Die Menschen sind innerlich bewegt und fangen an zu singen.

Sie singen kein Wallfahrtslied, wie es an dieser Stelle gut passen würde.

Nein, sie singen messianische Lieder:

„Gelobt sei, der da kommt,
der König, in dem Namen des Herrn.“

Als die Pharisäer und die andern vom Jerusalemer Establishment das messianische Singen hören, meinen sie zornig: Jetzt ist die rote Linie überschritten.

So treten sie an Jesus heran, flüsternd, aber mit bestimmender Energie:

Meister, weise doch deine Jünger zurecht!

Aber Jesus blickt sie verwundert an.

Als wolle er sagen:

Gottes Kinder singen immer.

Der Glaube findet immer sein Lied.

Für das Kantate-Lobet den Herrn gibt es keinen Lockdown, nie.

E:

Mir geht eine biblische Geschichte durch den Kopf:
 Paulus und Silas sind im Gefängnis eingesperrt.
 Sie erfahren einen Lockdown in der unangenehmsten Form.
 Ihre Mitgefangenen schimpfen und fluchen. Aber Paulus und Silas?
 Sie singen ein Lied. Bei ihnen gibt es keinen Lockdown für das Gotteslob!

Und da muss ich natürlich noch an eine wundervolle biblische Novelle erinnern:
 Der Prophet Jona wird von den Matrosen eines Schiffs ins Meer geworfen. Dort
 würde er ertrinken, wenn Gott nicht ein Rettungstaxi ganz besonderer Art
 schicken würde, einen Riesenfisch: Der reißt das Maul auf, saugt Jona ein und
 macht das Maul zu. Lockdown.

Und Jona? Obwohl gar nicht Sonntag Kantate war: er singt einen Psalm im
 Bauch des Fisches.

Wunderschön reimt das Klaus-Peter Hertzsch für seine Enkel:

Dort saß er, glitschig, aber froh:

denn nass war er ja sowieso.

Da hat er in des Bauches Nacht
 ein schönes Lied sich ausgedacht.

Das sang er laut und sang er gern.

Er lobte damit Gott den Herrn.

Der Fischbauch war wie ein Gewölbe:
 das Echo sang nochmal dasselbe.

Die Stimme schwang, das Echo klang,
 der ganze Fisch war voll Gesang.

Es gibt keinen Lockdown für das Gotteslob.

Und da will man Jesus überreden, den Leuten das Singen zu verbieten?

Jesus lässt sich einen Stein wie diesen geben,

Er nimmt den Stein in die Hand.

Die Pharisäer erschrecken:

Wird er den Stein nach ihnen werfen.

Droht Jesus mit dem Stein?

Er droht, aber ganz anders.

Jesus sagt:

Ich sage euch:

Wenn diese Leute schweigen werden, so werden die Steine schreien.

Für das Gotteslob gibt es keinen Lockdown.

F.

Bisher war es einfach, zu predigen. Ich habe die Geschichte der Bibel nacherzählt. Aber jetzt haben wir ein Problem zu lösen.

Einerseits:

Wir dürfen wir z. Zt. nicht Singen.

Es gilt der Lockdown.

Andererseits:

Wir sehen, dass Jesus den Lockdown des Gotteslobes nicht will. Er droht mit dem schreienden Stein als letztem Trumpf. Er will: Kantate-Singt.

Das ist das Problem:

Wir sollen singen und dürfen es nicht.

Hier mag der Faule seine Phantasie abschalten und sagen:

Dann lassen wir doch die Steine schreien!

Aber das ist falsch gedacht.

Denn es geht beim Lob Gottes nie nur um Gottes Lob und Ehre, sondern auch um unser Glück und unsere Freude beim Singen.

Gott hat uns das Gotteslob zu unserem Glück in den Mund gelegt.

Das Singen ist so gesehen eine Win-Win-Situation.

Schon unsertwegen sollten wir singen

und den schreienden Stein wirklich Jesu letzten Trumpf sein lassen.

So lege ich jetzt den Stein weg.

Sein Schreien ist nicht die Lösung des Problems.

Auf keinen Fall die Hoffnung aufgeben!

„Wir lassen uns das Singen nicht verbieten.“

Nicht auf Dauer.

Wir werden wieder singen,

allein, gemeinsam,

in der Gemeinde, in den Chören oder als Rudel.

Geplant terminiert oder spontan als Flashmob,

Auf dem Marktplatz oder in der Kirche.

Wir werden wieder singen dürfen,

richtig singen, dass es kracht,

und wir werden dabei glücklich sein.

Denn Singen macht glücklich und froh.

Aber noch geht es nicht.

Es wird zwar keine Ewigkeiten mehr dauern,

aber doch zu lang.

Was machen wir bis dahin?

H.

1. Nun, liebe Gemeindeglieder,
Sie erleben per Zoom diesen Gottesdienst.
Da haben Sie es ganz schön leicht.
Sie können zuhause mitsingen,
also beides zugleich machen:
das staatliche Singverbot umgehen.
und das göttliche Singgebot erfüllen.
Einige haben bestimmt eben zuhause den Lautsprecher bei den Liedern
hochgedreht und Power beim Singen gegeben.
So haben Sie ganz legal dem Lockdown ein Schnippchen geschlagen. Ich
gratuliere.

2. Es hat mir jemand gesagt:
Meine Stimme ist ohne das Singen so erbärmlich geworden, dass ich nach dem
einen Jahr kaum noch singen kann.

Darum empfehle ich jetzt schon wieder mit Stimmbildungsübungen zu
beginnen.
Das ist dann unser sehr konkreter Protest gegen diesen Lockdown und diese
Viren.
Es ist ein Protest mit Perspektive.
Beginnt mit der Stimmbildung!
Laute Vokale trällern oder leise Melodien summen.
Übt schon für danach!

3. Liebe Gemeinde, noch etwas anderes:
wer mit Trotz und Tricks den Lockdown umgehen will,
der findet die beste Hilfe im Internet.

Geht mutig ins Netz!
Da findet man manches zum Singen.

Wir, meine Frau und ich, haben mit dem WDR-Rundfunkchor per Internet das
Mozart Requiem geübt und mitgesungen.

Die Kreis-Kantoren der Evangelischen Kirche im Rheinland, die haben für heute
ein 90minütiges Mitsingprogramm eingestellt. Einfach eingeben: www.ekir.de.
Oder einfach mal bei Google nachsehen unter: „Mitsingen“!

Ihr werdet euch wundern.

4. Und jetzt mein Geheimtipp.

Diese Idee ist vielleicht für eine Predigt nicht seriös genug.

Aber sie funktioniert.

Und sie hat mir schon gutgetan.

Sie wissen was ein Ohrwurm ist?

Der Ohrwurm ist das selbständige Singen in meinem runden Schädel, in dem ein und dieselbe Melodie immer noch eine Runde dreht. Zu dem Zweck ist unser Kopf praktischerweise rund.

Ein Glück, wenn es ein schönes Lied ist mit einem guten Text, der sich dann immer tiefer in mich hineingräbt, um mir und meiner Seele wohlzutun.

Nun glaube ich, (ich habe die Erfahrung!) man kann sich einen Ohrwurm nach Wunsch züchten. Ich behaupte: Man ist auch für seine Ohrwürmer verantwortlich.

Zunächst muss man ein gutes Lied suchen,
man singt es sich ein paarmal vor.

Man summt es. Man flötet es.

Und dann kann es bald sein, dass mein Ohrwurm mich mit meinem Lied erfreut. Kann sein, dass der Ohrwurm müde wird, dann muss man ihm einen neuen Schubs geben. Das geht!

Wichtig ist: Das Lied muss passen.

An einem schönen sonnigen Maitag kann es das Lied sein: „Die güldne Sonne voll Freud und Wonne.“ Oder:

„Geh aus mein Herz und suche Freud...“

Das ist passender als das Lied: „Wenn wir in höchsten Nöten sein...“

Beim Aufenthalt im Krankenhaus ist das Lied: „Auf du junger Wandersmann“ unpassender als das tröstende Lied: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt“.

Das sind jetzt Liedbeispiele aus meiner Altersriege.

Jüngere kennen zum Teil meine Lieblingslieder gar nicht mehr. Die sollen dann ihre nehmen. Aber bitte solche, die ihnen in ihrer Lebenssituation guttun und dadurch zu einem Lebenslob werden.

I.

Nun gehe ich einen abenteuerlichen Schritt weiter und lasse uns von der Bibel empfehlen, ohne das gefährliche Ärosolsingen der Stimmbänder auszukommen. Dieser Tipp der Bibel lautet:
„Singet Gott in eurem Herzen!“ (Kol 3,16).

Paul Gerhardt hat das in einem Lied so umschrieben:
„Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein, ist voller Freud und Singen, sieht lauter Sonnenschein.“

Man kann statt Herz auch Seele sagen:
„Du meine Seele singe, wohlauf und singe schön!“

Oder mit dem jüdischen Talmud: „Lobt Gott mit allen Gliedern.“ Und dann werden 248 Glieder aufzählt. Vom Finger übers Ohrläppchen, vom Bauchnabel bis hinunter zum kleinen Zeh.

Singen mit dem Herzen meint ein ganzheitliches Singen von tief drin bis nach außen zu den roten Flecken der Aufregung auf der Backe.

Das Singen des Herzens ist die Freude, die Leib, Seele und Geist erfüllen. Oder etwas platt-konkret: ist die Freude über einen lieben Telefonanruf, den Spargel auf dem Teller und die roten Tulpen in Nachbars Garten.

Und auf der anderen Seite gehört auch der Schmerz dazu, das Herzeleid, das Scheitern und Unglücklichsein, das Klagen der Seele über empfangenes Leid, das Stöhnen über ungelöste Probleme.

Und vielleicht auch das Stöhnen über den Lockdown.

Die biblischen Klagepsalmen machen uns dieses Singen im Herzen vor:
„Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir; Herr höre meine Stimme.“

Ob hörbar oder unhörbar, ob fröhlich oder traurig:
mit unserm Gesang im Herzen wenden wir uns an Gottes Ohr und Herz,
wir hoffen auf Stärkung und Beistand.

J.

Und nun zum Schluss hole ich doch noch einmal den Stein hervor.
Der Prophet Hesekiel hat bei Menschen das steinerne Herz entdeckt.
Er hat sie als innerlich tot und erstarrt erfahren.
Singet Gott in eurem Herzen? Nicht mit steinerne Herzen!

Jesus hat sich die Problemlösung bei Steinen so gedacht:

Ich erweiche die Steine so,
dass sie das Gotteslob herausschreien können.

Hesekiel stellt sich das aber anders vor als Jesus,
auch wenn er irgendwie dasselbe meint.

Er redet sozusagen von Gott, der wie ein Herzchirurg
erst das steinerne Herz explantiert und uns ein fleischernes Herz einpflanzt.
Zitat: „Ich will das steinerne Herz wegnehmen aus ihrem Leib und ihnen ein
fleischernes Herz geben (H.11,19)“

Er wird die innerlich toten und kalten Menschen mit den steinernen Herzen
durch geistliche Herztransplantation zu einer neuen Lebendigkeit führen,
dass sie, auch wenn sie in irgendeinem Lockdown eingesperrt sind, im Herzen
so singen können, dass es ihnen in jeder Hinsicht guttut.

Kantate – Singet.

Mit Trotz und Tricks können wir den Lockdown umgehen
und zu unserm Glück, unserer Freude, Trost und zu Gottes Ehre
auch in Coronazeiten den Gotteswunsch befolgen:

Ja, Kantate- Singt!

Peter Otten

„Der Tag der Ohnmacht“: Predigt zu Karfreitag

[Beobachtungen der Jury: Die gesamte Predigt ist eine Provokation. Sie zieht die Hörenden unerbittlich ganz nach unten: wenn sie den sexuellen Missbrauch benennt und die Kölner kirchenpolitische Szenerie dazu in die Karwoche mit ihren Ikonen einschreibt. Dass im Katholizismus die Predigt einen liturgisch ‚niedrigeren‘ Status hat im Vergleich mit dem Protestantismus, erweist sich hier als Stärke: Sie kann sich Unerhörteres erlauben – und für die letzten 20 Hörsekunden der Predigt noch etwas andeuten.]

Die Gemeindereferentin Regina Nagel hat die Geschichte ihrer Kollegin Karin Weißenfels vor dem Synodalen Forum erzählt. „Karin Weißenfels wurde von ihrem dienstvorgesetzten Pfarrer jahrelang sexuell missbraucht. Als sie schwanger wurde, verlangte er die Abtreibung. Danach möge sie bei einem Freund von ihm beichten. Noch schwanger, bat sie diesen Priesterfreund in der Beichte um Hilfe. Dieser sagte zu ihr, sie müsse abtreiben und gab ihr in dieser Beichte die Lossprechung. Bis heute leidet diese Frau unter diesem Missbrauch und natürlich auch sehr unter dieser Abtreibung. Sie ist extrem belastet durch den Umgang der Verantwortlichen mit ihrem Fall. Der Beichtpriester machte Karriere. Sie selbst ist vom Dienst freigestellt, ist vereinsamt und leidet.“ Der Deutschlandfunk hat vor ein paar Wochen diese Geschichte weiter recherchiert. Sie ist auch in dem bestürzenden wie lesenswerten Buch „Erzählen als Widerstand“ aufgeschrieben.

Was würde Karin Weißenfels bei dem Satz denken: Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung?

Heute ist der Tag der Ohnmacht.

Ich besuche einmal in der Woche eine Frau, die bis vor kurzem im Agnesviertel gewohnt hat. Früher habe ich Essen mitgenommen und wir haben zusammen Mittag gegessen. Heute lebt sie in einem Heim. Wenn ich durch die Zimmertür komme springt mein Hund auf ihren Schoß und leckt ihr durchs Gesicht, bevor sie ihn mit beiden Armen umschlingt. Die Frau hat während des Krieges und nach dem Krieg in mehreren Kinderheimen gelebt, die von Nonnen geleitet worden waren. Von dort aus ist sie zu einem Ehepaar nach Köln vermittelt worden. Dort habe sie den Haushalt gemacht. Sie sagt, dass sie fünf Jahre lang keinen Lohn bekommen habe, bis sie sich traute zu gehen. Nachts sei der Hausvorstand oft auf den Dachboden gekommen, wo sie habe schlafen müssen und habe sie vergewaltigt. Viele Jahre später, sie wohne längst hier um die Ecke, habe sie sich ein Kind gewünscht. Doch es habe nicht geklappt. Der Arzt habe ihr gesagt: Aber Sie sind doch sterilisiert! Wissen Sie das denn nicht? Nein, sie wusste es nicht.

Wahrscheinlich ist das in einem katholischen Kinderheim passiert. Belegen lässt sich das nach all den Jahren nicht mehr. Sie weint, wenn sie das erzählt.

Was würde die Dame bei dem Satz denken: Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung?

Heute ist der Tag der Ohnmacht.

Bis gestern konnten Menschen im Kölner Maternushaus das nicht veröffentlichte WSW-Gutachten unter strengen Sicherheitsvorkehrungen lesen. Ich habe das gemacht. Zu diesem Gutachten gäbe es viel zu sagen. Ich will nur einen Aspekt erzählen. Alle Beschuldigten hatten Gelegenheit, sich zu den Sachverhalten der Gutachter, die sie betraf zu äußern. Die entsprechenden Schriftsätze finden sich am Ende des Gutachtens. Einer der Beschuldigten, inzwischen Verantwortungsträger in einem anderen deutschen Bistum, hat ein Dokument eingereicht, das viele Seiten umfasst. Punkt für Punkt werden die erhobenen Vorwürfe wortgewandt zurückgewiesen. Am Ende zeichnet der Justiziar des Bistums, für das er nun arbeitet. Als ich das lese denke ich an Menschen wie Karin Weißenfels, die Dame aus dem Agnesviertel und all die anderen, die sich Aufmerksamkeit, Öffentlichkeit und Recht schwer erkämpfen müssen. An die, die keinen Justiziar haben, der für sie arbeitet. An die, die keine Macht haben und keine Kraft zur Selbstermächtigung. An die Ohnmächtigen.

Was würden all die Betroffenen angesichts des Satzes denken: Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung?

Heute ist ihr Tag. Heute ist der Tag der Ohnmacht.

Die Heilige Woche beginnt mit einem eindrücklichen Bild. Der Evangelist Markus erzählt die Geschichte von Jesus, der in die Stadt reitet. Auf einem Esel. Nicht wie die römischen Kaiser auf einem stolzen Pferd. Nicht in der Airforce One und auch nicht in einem Dienst BMW mit einem Fisch auf der Heckklappe. Das Bild ist die Overtüre vom Anfang vom Ende. Markus weiß ja schon, dass die Römer den Tempel in Jerusalem zerstört haben. Kein Stein ist auf dem anderen geblieben. Und mit ihm ist die ganze religiöse Betriebsamkeit um den Tempel herum zu Staub zerfallen. 10000 Menschen haben um und mit dem Tempel gearbeitet. Haben den Pilgern passende Opfertiere zur Verfügung gestellt. In Wechselstuben die Tempelsteuer gewechselt. Die nächste Szene nach der Palmsonntagsszene ist bei Markus die, in der Jesus die Händler aus dem Tempel vertreibt. Die Tische umwirft. Der Tempel, eine Räuberhöhle.

Markus schreibt also für Jesusnachfolgerinnen und -nachfolger, die eine Institutionenkrise erleben. Der Tempel ist kaputt. Die Trümmer rauchen. Kein Stein auf dem anderen. Und was jetzt?

An dem Donnerstag, an dem ich im Maternushaus sitze und mich durch das Missbrauchsgutachten blättere ist mir, als schreibe Markus für uns. Aus dem Gutachten steigt der Rauch einer Institution in Trümmern. Wie geht es jetzt weiter?

In diese Szene reitet Jesus auf einem Esel. Nicht in der Airforce One und nicht im Dienst BMW mit dem XP-Kennzeichen und dem Fisch auf der Heckklappe. Er reitet mitten durch das Maternushaus. Dann mitten durch den Dom. Und dann die Neusser Straße hoch. In die Agneskirche rein. Da kommt einer, denke ich, der hat kapiert, worauf es ankommt. Da kommt einer, der hat sich von den Insignien der Macht getrennt. Der hat nicht nur so getan wie einer, der in einem frommen Tausch mal einem anderen die Füße wäscht. Der hat nicht fromm gepredigt, dass es in der Kirche doch gar nicht um Macht geht. Sondern ums Dienen. Der hat sich wirklich auf einen Esel gesetzt. Alles paradoxe Zeichen dieser Woche: Der Ritt auf einem Esel, der Griff zur Waschschüssel, das Schleppen des Kreuzes – Ikonen der heilsgeschichtlichen Wende.

In diesen Tagen haben wir ja auch diese Szene gehört: Wenn du der Sohn Gottes bist, dann hilf dir selbst und steig vom Kreuz herab. Ist das nicht ein nachvollziehbarer Gedanke? Welcher Gott ist so dumm und steigt auf einen Esel und lässt sich an ein Kreuz binden? Warum noch Karfreitag mit Blut, Schweiß und Tränen? Lasst uns doch direkt Ostern feiern. Alles wird gut. Warum immer wieder die nervigen Geschichten von Betroffenen sexueller Gewalt, diskriminierten Frauen, Geschichten von Machtmissbrauch hören? Ostern wird doch eh ein Hochamt gefeiert. Wie jedes Jahr. Großzügig auch für die Opfer. Für die Armen und Stummen. Die Traumatisierten und Stillen. Halleluja.

Heute ist der Tag der Ohnmacht. Jesus ist auf einen Esel gestiegen und wieder abgestiegen. Schweigend hat er sich ans Kreuz binden und umbringen lassen. Gottes Allmacht zeigt sich in der Umarmung der Ohnmacht. Nicht in einem paternalistischen Sinn: Habt euch nicht so. Letzter sein ist chic. Beugtet die Knie. Nicht im Sinn einer Ohnmachtssimulation. Jesus auf dem Esel, Jesus mit der Waschschüssel und Jesus am Kreuz zeigen eindrücklich und unmissverständlich: Es geht nicht mehr so weiter. Die geschäftige religiöse Betriebsamkeit ist am Ende. Und jetzt?

Jetzt reitet einer auf einem Esel durch unsere Kirchen. Jesus schlägt sich eindeutig auf die Seite derer, die übersehen werden, deren Geschichte niemand interessiert, die gedemütigt und ruhig gestellt werden. Jesus stellt sich auf die Seite von denen, die nicht am Drücker sind. Auf die Seiter der Übersehenen, Betroffenen, Übriggebliebenen. Die nicht die Macht haben, sich Gutachten und Schriftsätze erstellen zu lassen. Die keine Möglichkeit haben, dass jemand ihnen eine Auszeit gewährt, weil sie immer im Aus stehen.

Und wir? Wir machen einfach so weiter. Wir haben die schönen Dome und Kirchen, die Radiosender und Zeitungen, das Geld, den Einfluss, die Macht, die Mikrofone. Wir sind am Drücker. Beugtet die Knie. Oder?

Die drei Ikonen der Karwoche zeigen, dass das nicht geht: Einfach so weiter. Jesus auf dem Esel. Jesus an der Waschschüssel. Jesus am Kreuz. Das ist keine Ohnmachtssimulation, das ist die Umarmung der Ohnmacht. Wer fromm den

Palm schwenkt, den Fuß wäscht und das Kreuz küsst, der sollte wissen, was er da tut. Die Botschaft von Karfreitag: Schluss mit der Macht, die zerstört. Schluss mit angeblich gerechter Diskriminierung. Schluss mit der Verteidigung von kirchlichen Strukturen, die Jesus angeblich genau so gewollt habe, die man daher nicht verändern könne. Was hingegen nicht verändert werden kann sind die drei Ikonen der Ohnmachtsumarmung: Jesus auf dem Esel, Jesus an der Waschschüssel und Jesus am Kreuz. Sie nerven und provozieren jedes Jahr. Können wir nicht direkt Geschenke auspacken?

Nein, das können wir nicht. Denn heute ist der Tag der Ohnmacht. Nicht wir in den Kirchen und Domen, mit Purpur und Gold, mit Geld und Einfluss sind am Drücker. Schluss damit. Heute wird die Ohnmacht ermächtigt. Mit aller Konsequenz.

Was das für die Betroffenen sexualisierter Gewalt bedeuten müsste, wenn die Ohnmacht ermächtigt würde, das hat der Schriftsteller Christian Linker sehr klug gesagt: „Wenn es stimmt, dass die Kirche der Leib Christi sei, dann kann dieser Leib nicht mit Kardinalspurpur und Prälatenviolett ummäntelt sein. Sondern er trägt die Spuren der Erniedrigung auf seiner Haut. Ecce homo. Seht, der Mensch. Wenn nicht die Betroffenen des sexuellen Missbrauchs ‚die Kirche‘ sind, wer kann denn dann noch Kirche sein?“

Heute wird die Ohnmacht von Gott ermächtigt. Damit beginnt die Erlösung vom „immer weiter so“, „ist halt so“ und „kannst du nichts dran machen“. Kannst du wohl. Dann mag es Ostern werden. Wir werden sehen.

Bastian Rütten

„Über Heintje, Manfred, Maria, die Kirche und das Weinen ...“: Predigt zu Joh 19,25-27

[Beobachtungen der Jury: Es handelt sich um eine Muttertagspredigt mit Blick auf Maria unter dem Kreuz. Der Prediger kontrastiert Heintjes Schlager „Mama“ und dessen Zeile „du sollst doch nicht um deinen Jungen weinen“ mit dem Verhältnissen bei einem alles andere als mustergültigen 62jährigen Gefängnisinsassen („Wir alle sind Manfred!“). Die Predigt spielt von der Seite eine – wieder ganz anders gelagerte – Whats-app-Statusmeldung ein. Beides lässt die Mariologie sowohl leuchten wie auch sich variieren, nicht zuletzt in Bezug auf das Verhältnis von Maria und Kirche. „Verrotzt“ entpuppt sich als ein Wort, das den Ton trifft.]

Es war gestern und es war Samstag. Und ab und zu kommt der Spießler in mir durch und ich fahre durch die Waschanlage. Und das Radio war an und ich gebe zu: Es war WDR4. Und die Moderatorin hatte gesagt: „Und morgen ist Muttertag. Zur Erinnerung ein Klassiker“. Und dann ging es auch schon los. Heintje: „Mama! Du sollst doch nicht um deinen Jungen weinen...“. Ich habe dann zeitnah umgeschaltet. Auch, weil auf dem Rücksitz die Kinder so gar nichts mit der Musik anfangen konnten.

„Mama, du musst doch nicht um deinen Jungen weinen...“

Das Lied aber hat mich verfolgt. Gestern und auch heute. Einerseits kitschig, dass es kitschiger nicht ginge – andererseits aber rührt es mich doch irgendwie an. Vielleicht berührt und bewegt es (gerade am Muttertag) ja vor allen Dingen jene unter uns, die keine Mutter mehr haben. Die als Waisen zurückgeblieben sind, obwohl sie vielleicht selber schon im Rentenalter sind.

Nüchtern betrachtet ist mir dann aber noch eines aufgefallen: Hey! Es ist uns doch eigentlich allen klar, dass Mütter selbstverständlich um ihre Kinder weinen, oder?

Da war Manfred. Vor einigen Wochen, kurz vor Ostern, traf ich ihn zufällig auf dem Kapellenplatz. 62 Jahre sei er, das sagte er direkt. Und in Stichworten, zunächst wortkarg skizzierte er all das, was er sein Leben nannte: „Falscher Umgang! Schiefe Bahn. Kriminelle Karriere. Schwarzfahren, Filzen, Taschendiebstahl, Einbrüche, Betrug.“ Und am Ende, seit über 2 Jahren und noch für 2 weitere: JVA. Es war sein erster Freigang, hatte er mir stolz erzählt. Und er atmete tief ein als wolle er jedes Milligramm Luft der Freiheit genießen! „Jede Woche!“, so sagte er mir dann, 62 Jahre, 2 Meter groß und von oben bis unten tätowiert ... Jede Woche wäre seine Mutter mit ihren 84 Jahren zu ihm in den Bau gekommen. „Die alte Frau!“, hat er ehrfurchtsvoll gesagt und wiederholt: „Jede Woche!“. Sie hätte die Bahn genommen und dann den Bus. Und sie zahle dann bis zur JVA und zum Bahnhof zurück von, ihrer kleinen Rente ein Taxi. „12

Euro pro Fahrt“, sagte er. Und „24 Euro pro Besuch. Vier mal den Monat“, so rechnete er. Und kam auf 96 Euro. „Von einer kleinen Rente“, wiederholte er nachdenklich. Man unterhalte sich bei den Besuchen -genau wie damals am Frühstückstisch- über dies und dass ... aber jedes Mal am Ende der 30 Minuten Besuchszeit fing sie an zu weinen. Und sie fragte sich, sie die alte Mutter, wie das alles nur so kommen konnte, und woher der Sohn das habe ... und wer ihm das beigebracht habe? Von ihr habe er das nicht! Manfred hat dann gesagt, dieses Bild rühre ihn so an, dass er sofort mitweine. Und so saßen sie dann da. Woche für Woche. Mutter und Sohn. Und sie heulen Rotz und Wasser. Und dann verabschieden sie sich. Und Manfred sagte, er hätte noch 3 Jahre. Aber er hätte nie gewusst, wie er es schaffen solle, ohne zu wissen, dass seine Mutter um ihn weint.

Und dann heute Morgen. Ein Freund postet bei Whats app seinen Status: „Ma-Ma – Substantiv. Feminin. Expertin für Krisenmanagement, Motivatorin, Mutmacherin in jeder Lebenslage.“

Und ich habe gedacht: wir alle sind doch Manfred. Du, und du und ich ... wir alle. Sicher: mit anderen Baustellen. Aber: wir sind alle wie Manfred. Ob klein, oder groß, alt oder jung, arm oder reich, mächtig oder scheinbar machtlos. Ob homo- oder heterosexuell, ob in der Liebe glücklich oder gescheitert. Wir sind Manfred. Wir tragen unsere Wegwunden mit uns herum. Wir sind wie wir sind. In uns lebt diese Sehnsucht, die Freiheit tief einzuatmen und wir brauchen es: Das Wissen darum, dass jemand um uns weint. Sonst halten wir es nicht aus.

Wir brauchen diese Müttlerlichkeit in unserem Leben und die Lektion die Manfred und seine Mutter mir geschenkt haben. Weil wir es irgendwie sonst nicht hinbekommen, das alles zu packen ... ohne das Wissen darum, dass jemand um uns weint, sich um uns sorgt.

Hut ab! Manfreds Mutter hat das irgendwie hinbekommen. Weinen, ohne, dass mit sich in Selbstmitleid ergeht. Eine Träne verdrücken, ohne die Hoffnung aufzugeben. Rotz und Wasser heulen und weiterhin am Ball bleiben im Leben. Das musst du erst mal bringen!

Und da sind wir bei der Lesung. In jedem Pilgeramt wird sie in Kvelaer gelesen. Maria, die Mutter, mit Johannes unter dem Kreuz. Sie wird dort eine Träne verdrückt haben. Nein: sie wird Rotz und Wasser geheult haben. Und: Sie wird genau in dieser Szene, verheult und verrotzt, zu unserer Mutter. In der Schwachheit und in all dem Schlamassel wird eine verheulte Frau dem Johannes

zuerst, und jeder und jedem von uns zur Mutter. Das tröstet. Das macht Mut. Und was tröstet, das gibt es auch.

Und dann gilt das, was der Whatsapp-Status definiert hat.

Deswegen ist Maria auch Trösterin der Betrübten und Expertin für Krisenmanagement. Eine solche Expertin kann jeder von uns brauchen. Ganz persönlich in seinen eigenen Trostlosigkeiten, in der eigenen Trübsal. Das kann unsere Welt brauchen in der derzeitigen Lage der Pandemie. Das braucht unser Land, besonders in diesem Wahljahr.

Aber: Das braucht auch unsere Kirche.

Wahrscheinlich heult die „Mutter der Kirche“ in diesen Tagen Rotz und Wasser um IHRE Kirche. Und versteht nicht, wie es dazu kommen konnte ... Wie konnte nur das aus ihr werden, aus der Kirche ihres Sohnes. „Wovon hat die das nur?“ wird sie fragen und den Kopf schütteln und sich die Nase putzen, in ein schon längst verrotztes Taschentuch. „Von wem hat sie das nur?“ Und sie wird trotzdem weiter an uns glauben. Aber Krisen, das wird Maria wissen, managst du nur, wenn du es schaffst zu motivieren. Trotz und in aller Heulerei. Sonst heulst du nur eine Rotzfahne nach der anderen voll. Die Mutter tritt uns nicht selten in den Hintern. Das hat übrigens auch Manfred so gesagt! Darum ist sie ja auch Motivatorin. Wir brauchen in der Kirche diese Motivation, Recht und Unrecht klar zu unterscheiden und Unrecht zu benennen. Wir brauchen eine Aufrichtigkeit die angstfrei ist und das große Wort Versöhnung auch leben will. Maria, die Mutter, sie wird den Kopf schütteln und sagen: „Das habe ich ihr anders beigebracht. Von mir hat sie das nicht!“

„Das Leben ist doch bunt und die Vielfalt macht es erst lebendig.“ Und ich selber bin doch eine Frau! Warum traut man uns und unseren Fähigkeiten nichts zu? Und die Liebe gewinnt doch!! Die Liebe gewinnt doch ... Die Liebe ...“ – Das wird sie wiederholen ... und zum nächsten Taschentuch greifen.

Und damit ist sie Mutmacherin, für all diese großen Herausforderungen und Überforderungen. Aber, genau wie Manfreds Mutter, ist sie darauf angewiesen, dass ihre Kinder die Karre nicht weiter in den Sand fahren.

Und das tröstet so ungemein. In Kevelaer erst recht. Das kleine schwarz-weiße Bild in Alltagsgrau auf Augenhöhe schaut auf den Kapellenplatz und in die Welt. Dieser Consolatrix afflictorum sagen wir: Bitte doch für uns ... weine um uns ... weil wir es sonst nicht packen, wenn eben keiner über uns weint. Genau wie bei Manfred und seiner Mutter. Ihr erinnert euch?

Ihr erinnert Euch? Ich wiederhole mich: Manfred. 2 Meter groß, von oben bis unten tätowiert. Auf den Kapellenplatz. 62 Jahre. Schiefe Bahn. Jugendlicher. Karriere. Schwarzfahren, Filzen, Taschendiebstahl, Einbrüche, Betrug. JVA. Es war sein erster Freigang! Jede Woche, so sagte er mir, wäre seine Mutter mit ihren 84 Jahren zu ihm in den Bau gekommen. Sie nehme den Bus und so weiter ... und sie zahle Woche für Woche 24 Euro pro Besuch nur um ihn zu sehen und

mit ihm zu weinen. Aber Manfred habe nie gewusst, wie er es schaffen solle, ohne zu wissen, dass seine Mutter um ihn weint.

Er muss es nun. Seine Mutter starb vor einigen Wochen. Sie sei umgefallen wie eine Eiche, sagte Manfred. Das hätte er so gehört, von dem Taxifahrer. Der hatte sie gerade vom Bahnhof zur JVA fahren wollen, wie jede Woche. Manfreds erster Freigang führe ihn nun nach Kevelaer. Eine Kerze anzuzünden. Das habe Mutter immer getan. Und Manfred hat dann geweint. Rotz und Wasser. 2 Meter groß, von oben bis unten tätowiert ... aber geheult wie ein Schlosshund.

Dem Beamten, der ihn begleitet hat sagte er: „Wir können jetzt abhauen!“ Zu mir drehte er sich um und warf mir ein kurzes „thanks“ herüber. „Das war groß, dass ich das erzählen durfte!“. Ich sagte: „Kein Ding!“ – Das hätte wahrscheinlich auch jede Mutter gesagt und seine bestimmt auch. Erst recht die Mutter Gottes. „Kein Ding“ wiederholte ich und murmelte es in meinen Bart. Und dann lief ich ihm hinter her. Ich habe ihm eine Hand voll Kerzen mitgegeben. Für die Zelle. Er kann sie brauchen.

Sorry Heintje!“ Kleine Korrektur zu deinem Lied: Gut, dass Mütter und Väter um ihre Kinder weinen. Und schön, dass Maria es tut in Kevelaer und überall und viele Mütter und Väter noch dazu. Das ist – um es mit Manfred zu sagen – „groß“. THANKS!

Christian Tröger

„Wasser und Wein“: Predigt zu Joh 2,1-11

[Beobachtungen der Jury: „Seit dem vergangenen Frühjahr ist uns der Wein ausgegangen“ - auch diese Predigt ist offensichtlich eine Predigt im Corona-Lockdown. Sie fängt aber damit nicht an und endet nicht dort. Und doch macht sie die Hochzeit zu Kana durchsichtig – dies, indem sie Werbeweisheiten und Sprichworte rund um den Wein einspielt, sie variiert, ihnen widerspricht. Und so wird der Zeichencharakter des Weinwunders bei Jesus Christus zu einem Anstoß, sich selbst zu wundern und zu fragen: „Wird nach dem Wunder weitergefeiert wie vorher auf der Hochzeit zu Kana? Wird nach der Pandemie für uns wieder alles so wie vorher? [...] Wie normal wird unsere Normalität einmal wieder sein? Und was und wen werden wir verloren haben? Was gibt dir Hoffnung? Was lässt dich die Gegenwart anders sehen, weil du fest an eine gute und lichte Zukunft glaubst?“]

Schwestern und Brüder, was ist Wein? Traubensaft mit Alkohol, klar. Aber Wein ist viel mehr als das. Das ist mir in der Weihnachtszeit wieder neu klar geworden: Ich wollte einem lieben Menschen eine Freude machen, aber was soll man denn schenken, wenn die meisten Geschäfte zuhause haben und keine Veranstaltungen stattfinden dürfen? Ein Buch wie letztes Jahr?

Am Ende hatte ich auch etwas gefunden: einen Gutschein für eine Veranstaltung, die hoffentlich im Frühjahr stattfinden kann. Aber die Klappkarte mit der Gutschrift drin, die allein wollte ich dann doch nicht verschenken, die machte nichts her. Also kam ich auf den Wein, sozusagen als Vorgeschmack auf das eigentliche Geschenk.

Ich ging zum Weinhändler – Lebensmittel-Läden dürfen ja öffnen – und ich erzählte ihm, dass ich gerne einen Wein verschenken will, der nach Frühling schmeckt. Mitten im Winter soll der uns die Fantasie anregen und uns einen Hauch von Frühling bringen. Das helle Licht, der Duft des Frühlings, die Leichtigkeit ... Einen Vorgeschmack auf das, was bald kommt, das wollte ich!

Ich bekam einen solchen Wein, eine Flasche Riesling, etwas fruchtige Schokolade dazu mit Joghurtfüllung, und das Ganze mit Frühlingsfarben verschleift, sogar das Etikett in Pastellfarben. Wein ist mehr als Saft für Erwachsene, zumindest diese Flasche Wein, die ich da verschenkt habe, die ist mehr, die ist ein Vorgeschmack auf den leichten und lichten Frühling.

Die Bibel erzählt uns heute auch von Wein und von einem Vorgeschmack. Zuerst aber sieht's mau aus in der Vorratskammer. Im Johannesevangelium, im zweiten Kapitel lesen wir:

1Und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. 2Jesus aber und seine Jünger waren auch zur Hochzeit geladen. 3Und als der Wein ausging, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr.

4Jesus spricht zu ihr: Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. 5Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. 6Es standen aber dort sechs steinerne Wasserkrüge für die Reinigung nach jüdischer Sitte, und in jeden gingen zwei oder drei Maß. 7Jesus spricht zu ihnen: Füllt die Wasserkrüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis obenan. 8Und er spricht zu ihnen: Schöpft nun und bringt's dem Speisemeister! Und sie brachten's ihm. 9 Als aber der Speisemeister den Wein kostete, der Wasser gewesen war, und nicht wusste, woher er kam – die Diener aber wussten's, die das Wasser geschöpft hatten –, ruft der Speisemeister den Bräutigam 10 und spricht zu ihm: Jedermann gibt zuerst den guten Wein und, wenn sie trunken sind, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten. 11 Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat. Es geschah zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

Ein übler Vorwurf gegen Pfarrerinnen und Pfarrer ist ja, dass manche von ihnen Wasser predigen und dann doch Wein trinken, wenn sie sich unbeobachtet fühlen. Wer Wasser predigt, der soll auch Wasser trinken, so will man's von Kirchenleuten. Nur gerade ist es anders: Zu Corona-Zeiten, wo uns so viele Freuden abhandengekommen sind, wo der süße Wein der Unbeschwertheit überall ausgegangen ist, da sollen die Pfarrer ruhig Wein predigen: Süßes und belebendes in armer Zeit.

Wein predigen also – nur wie? Soll ich den Impfstoff anpreisen, der inzwischen auch in Deutschland angeboten wird? Was gibt denn Hoffnung, was ist denn ein Vorgeschmack, der nicht schon von Ärzten und Politikern, sondern allein vom Glauben her angeboten wird? Wir blicken auf Christus, so wie Maria in der Geschichte von der Hochzeit zu Kana, und wir sagen: „Wir haben keinen Wein mehr.“

Seit dem vergangenen Frühjahr ist uns der Wein ausgegangen – jetzt meine ich nicht die Flaschen in der Vorratskammer, sondern ich meine so vieles, was unser Leben ausgemacht und schöngemacht hat. Auch wer gesundheitlich keine Beschwerden hatte, auch wer keine Angst um seine Arbeit haben musste, jeder ist es wohl langsam leid oder merkt, dass ihm die Nerven blankliegen oder dass er einfach müde ist nach der wer-weiß-wie-vielten Woche der „harten Anstrengung“. Wir haben keinen Wein mehr.

Und wenn ich an die Hochzeit zu Kana denke, wo's ganz buchstäblich an Wein gemangelt hat, dann denke ich auch an manche Paare, die im vergangenen Jahr ihre Trauung verschieben mussten, manche Pläne, die aufgegeben werden mussten, Taufen, die nicht stattfinden konnten, Konfirmationsjubiläen immer wieder verschoben, Beerdigungen im engsten Kreis, Geburtstage, die einsam verbracht wurden, sogar das Sterben ungewollt allein. Verpasste Gelegenheiten, überall im vergangenen Jahr. Uns ist der Wein ausgegangen.

„Ist das Glas halb voll oder halb leer?“, so fragt der Volksmund, aber bei der Hochzeit zu Kana sind sogar die Waschkrüge leer bis auf den Grund. Wasserkrüge, ausgerechnet, für die rituelle Reinigung vor dem Essen – Hygienemaßnahmen allgegenwärtig!

Die steinernen Krüge werden gefüllt, mit der Arbeit der Diener. Wasser schöpfen, tragen, füllen und wieder von vorn. Eine Menge Arbeit ist nötig, dass gefeiert werden kann. „Weniger ist mehr“, sagt man ja, aber hier ist weniger einfach nur weniger: Damit die leeren Krüge wieder vollwerden sind mehrere hundert Liter heranzuschaffen, so erzählt es die Geschichte: Die Waschkrüge werden gefüllt, Reinheit in Fülle, aber der Wein ist ausgegangen.

Die Arbeit des Schöpfens und Füllens der Krüge, die Arbeit der Diener, da denke ich an die Arbeit des Glaubens, die vertraut, dass etwas Gutes dabei herauskommt, auch wenn man den Sinn des Dienstes noch nicht erkennen kann. „Was er euch sagt, das tut“, hat Maria gesagt – die war bereit für ein Wunder, die hatte Hoffnung und konnte irgendwie anders auf die Situation schauen.

Wir vertrösten uns oft: „Nächstes Jahr wird's wieder besser sein“, das ist nicht immer hoffnungsvoll gesagt, manchmal ist das einfach Resignation. Und bei solcher Vertröstung wird die Wut oder die Traurigkeit runtergeschluckt und mancher Frust über die Corona-Einschränkungen. Ich stelle mir eine Braut im Corona-Jahr vor, der der Wein und die Lebensfreude ausgegangen sind, und sie bekommt Jesu Worte zugeblafft: „Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau?“ Unsere irdische Lebenslust und Ungeduld, unser Wunsch nach Normalität und Freude, die treffen manchmal auf eine Art göttliche Zurückweisung – da kann man nichts machen, da müssen wir durch, oder?

Eine Hochzeit, auf der der Wein ausgegangen ist – nichts dramatisches eigentlich, obwohl: Wenn der Wein der Vorgeschmack auf die Fülle des Lebens ist, was ist das dann für ein Zeichen für ein junges Paar, wenn ihnen der Wein ausgeht?

Gastronomischen Betrieben geht das Geld aus – wer ist nach dem Lockdown noch da und in der Lage, Wein auszuschenken, damit wir feiern können?

„Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat“, so heißt es am Ende der Geschichte von der Hochzeit zu Kana. Nicht nur das Wunder, dass da Krüge voller Wasser den tollsten Wein ergeben, sondern die ganze Geschichte ist das Zeichen: Auch die Verwunderung des Speisemeisters. Der kann es ja kaum glauben, dass der Bräutigam den besten Wein bis ganz zum Schluss aufgehoben hat. Der Bräutigam wiederum wird sich auch wundern, weiß er doch von nichts, aber er nimmt das Lob wohl dankbar an. Die Diener, die die viele Arbeit beim Schöpfen hatten, die wissen, wo der Wein herkam, wobei auch sie sich mehr wundern als verstehen. All das ist „das erste Zeichen“, so erzählt es die Bibel, und dieses Zeichen stärkt den Glauben der Jünger. Der Evangelist Johannes glaubte wohl, es wird auch unseren Glauben stärken, wenn wir heute von dieser seltsamen Hochzeitsfeier

hören. „Von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade“, so heißt der Wochenspruch für den heutigen Sonntag, der steht im ersten Kapitel des Johannesevangeliums.

Jesus Christus ist der Vorgeschmack auf den Himmel, und am Anfang wie am Ende schenkt er sich im Wein, der uns den süßen Vorgeschmack auch wirklich schmecken lässt, wenn wir glauben und uns darauf einlassen.

„Du hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten“, sagt der Speisemeister zum Bräutigam, und er lobt dabei doch den Falschen. Aber das macht nichts: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“, sagt Jesus Christus und er lässt die Leute weiterfeiern. Da kommt noch was, und es ist schon da, ob die Leute es nun merken oder nicht. Die Wahrheit ist verborgen, nur die Diakone, die das Wasser geschöpft hatten, die Diener, die die viele Arbeit hatten, die wissen's schon.

Wird nach dem Wunder weitergefeiert wie vorher auf der Hochzeit zu Kana? Wird nach der Pandemie für uns wieder alles so wie vorher? Wie normal wird unsere Normalität einmal wieder sein? Und was und wen werden wir verloren haben?

Was gibt dir Hoffnung? Was lässt dich die Gegenwart anders sehen, weil du fest an eine gute und lichte Zukunft glaubst? Wo erfahren wir schon jetzt einen Vorgeschmack auf den Frühling?

Zu den Verfasserinnen und Verfassern

Andrea Klimm-Haag, Gemeindepfarrerin.

„Auf Gott ist Verlass! Er lässt die Welt nicht untergehen“: Predigt zur Konfirmation im Mai 2021 mit Genesis 8,22 und Matthäus 28,20, Kirchspiel Hitzkirchen

Dr. h.c. theol. Annette Kurschus, Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen, am 10.11.2021 gewählt zur Ratsvorsitzenden der EKD.

„... daß eine neue Welt gegründet ist und wächst“: Zur öffentlichen Rede von Gott und ihrer Wirkung, in Pastoraltheologie 108 (2019), 275 – 286 Zur öffentlichen Rede von Gott und ihrer Wirkung

„Kleine Träume zu haben ist gut“: Predigt zu 2. Mose 16, 11-21, ZDF-Predigtgottesdienst zum Thema Flüchtlinge am 11. 10. 2015 in der St. Petri-Kirche in Dortmund

(<https://predigten.evangelisch.de/predigt/kleine-traeume-zu-haben-ist-gut>)

Burkhard Müller, Superintendent i.R.

Predigt zu Lukas 19,37-40 am 3. 5. 2021; Sonntag Kantate, Trinitatiskirche Bonn-Endenich

Peter Otten, Pastoralreferent

„Der Tag der Ohnmacht“: Predigt zu Karfreitag am 2. 4. 2021 in der Agneskirche Köln

Dr. phil. Bastian Rütten, Pastoralreferent und Theologischer Referent der Wallfahrt Kevelaer

„Über Heintje, Manfred, Maria, die Kirche und das Weinen ...“: Predigt zu Johannes 19,25-27 am 9. 5. 2021 in St. Kunibert Köln

Christian Tröger, Pfarrer

Predigt zu Johannes 2,1-11 am 17.01.2021; 2. Sonntag nach Epiphania in der Kirche Lautertal-Meiches

Markus Voigt, Radiopastor, Evangelische und Katholische Radio- und Fernsehkirche im NDR

„Hören – das oberste Gebot“: Predigt zu Markus 12,28-31 am 28. 9. 2019 in St. Paulus, Kiel.

Über Spenden zur Unterstützung der Arbeit des Predigtpreises würden wir uns sehr freuen:

Da Zuwendungen auf ein Konto der Universität verwaltungstechnisch auch Angaben zur Adresse u.ä. über den Spender /die Spenderin enthalten muss, bitten wir um eine Mail an gmandt@uni-bonn.de. Sie erhalten dann detaillierte Auskünfte zur Abwicklung der Spende.